

eigentlichen Sinn aufgehoben. Es wird ferner gesagt, daß die mythologischen und religiösen Aussagen „als Äußerungen des Unbewußten aufgefaßt werden müssen“ (12). Würde dies stimmen, dann könnte man über das Göttliche keine objektiven Aussagen mehr machen, sosehr immer von Jung wie von H. beteuert wird, man wolle die Existenz Gottes nicht leugnen. Denn folgerichtig sprechen dann alle religiösen Aussagen nur vom menschlichen Unterbewußtsein; von Gott selbst könnte man ebensowenig etwas wissen wie vom Kantischen Ding an sich. Wir haben schon früher gezeigt, wo der Irrtum liegt: die Religion entsteht nicht bloß aus dem Unterbewußtsein, sondern auch und vor allem aus dem überbewußten und ungenständlichen Geist (vgl. diese Zschr. 144 (1949) 91—102: Philosophisches zur Tiefenpsychologie und Psychotherapie, und 152 (1953) 401—415: Theologie oder Tiefenpsychologie?). Dabei ist es ganz gut möglich, daß der geistige Inhalt vom Psychischen her in die Schemata der Archetypen gefaßt wird; auch die Bildung der Allgemeinbegriffe begreift ja eine Schematisierung in sich. Aber über die objektive Wahrheit des Inhalts ist damit nichts entschieden, und der Aufweis einer archetypischen Form beweist nicht, daß der Inhalt dieser Form einfach entstammt. Zur Unterscheidung muß eine strengere Methode gefordert werden. — S. 110 wird gesagt, daß Paulus den guten Trieb mit dem Geist, den bösen mit dem Fleisch gleichsetze. Im Zusammenhang ist dies eine Verkennung der paulinischen Lehre von Pneuma und Sarx, die jeweils den ganzen Menschen, aber in verschiedenen Haltungen bedeuten. Ebenfalls S. 110, Anm. 228, übernimmt H. unbedenken das Mißverständnis Jungs in der neuen Auffassung der scholastischen Lehre vom Bösen als der *privatio boni*. A. Brunner SJ

Gelb, I. J.: Von der Keilschrift zum Alphabet. Grundlagen einer Schriftwissenschaft. (291 S.) Stuttgart 1953, W. Kohlhammer. DM 29,—.

Die neue Schriftwissenschaft will durch die Methode der vergleichenden Typologie allgemeine Prinzipien im Gebrauch und in der Entwicklung der Schrift herausarbeiten. Es geht nicht um die Vergleichung der Formen der Schriftzeichen, sondern um das innere Aufbauprinzip. An erster Stelle stehen die Vorstufen der Schrift bei vielen primitiven Völkern. Dinge und Ereignisse werden unmittelbar mehr naturalistisch oder mehr stilisiert dargestellt. Auch die sogenannten Schriften der Azteken und Maya sind über diese Stufe kaum herausgekommen. Die ersten eigentlichen Schriften sind Wortsilbensysteme. Zu den noch unphonetischen Wortzeichen kommen phonetische Zeichen. Als erste haben wohl die

Sumerer diesen Schritt getan. Und es ist ein entscheidender Schritt. Bedeutet er doch nicht weniger als den Übergang von dem gesehenen Bild zu dem das Ding vertretenden Laut, der seinerseits in sichtbare Zeichen übersetzt werden muß. Dies wird bei G. dem Leser wohl nicht klar. Unter dem Einfluß der sumerischen Schrift bildeten sich mehrere andere ähnliche Systeme, deren Formen aber nicht von ihr entlehnt waren, u. a. die ägyptische, die hethitische und die chinesische Schrift. Letztere ist bis heute bei dem Wortsilbensystem stehen geblieben. Unter dem Einfluß der ägyptischen Hieroglyphen entwickelten dann die Westsemiten Silbenschriften; die Wortzeichen oder Logogramme, wie G. sie statt Ideogramme nennt, verschwinden; alles wird in phonetischen Silbenzeichen aufgezeichnet. Zu diesen Systemen rechnet G. auch die semitischen Schriften, die man bisher Konsonantenschriften nannte, wie das Hebräische. Endlich sind die Griechen durch Beifügung von Vokalzeichen, wodurch die bisherigen Zeichen wirklich zu bloßen Konsonantenzeichen wurden, zur alphabetischen Schrift übergegangen. Diese hat dann beinahe die ganze Welt erobert und Wesentliches ist in systematischer Hinsicht nicht mehr hinzugekommen. Am Schluß spricht G. über mögliche Verbesserungen und Entwicklungen der Schrift. A. Brunner SJ

Trimborn Hermann: Das alte Amerika. (Große Kulturen der Frühzeit; 277 S., 112 Tafeln) Stuttgart 1959, Kilpper. Ln. DM 24,50.

Die Eroberer Amerikas fanden mehrere Hochkulturen vor, die alle in dem Zusammenprall mit der abendländischen zugrunde gingen. Am bekanntesten sind die der Azteken in Mexiko, der Maya in Mittelamerika und die Inka-Kultur in Altperu. Die Azteken hatten als Vorläufer die Olmeken, Tolteken und Chichimeken. Und auch die Kultur der Inka fußte auf älteren Hochkulturen. Dazu kamen sol. he von geringerer Ausdehnung und Leistung im heutigen Kolumbien. Hauptquelle für deren Kenntnis ist die Archäologie; Beschreibungen aus der ersten Zeit nach der Eroberung sind aufschlußreich für Sitten und Gewohnheiten, die aus Überresten allein nicht zu erschließen sind. Die noch primitiven Anfänge scheinen in die letzten Jahrhunderte vor Christus zu gehören; dann folgt im 1. Jahrtausend die Entfaltung zur klassischen Form, worauf sich für kurze Zeit die großen Reiche bildeten, denen die Spanier begegneten. Gewaltige Bauten, besonders die Pyramiden der Maya und die großen Anlagen der Inka, zeugen sowohl von künstlerischem Können wie von Organisationstalent. Die Leistungen sind um so staunenswerter, als allen diesen Kulturen das Eisen fehlte und auch sonst Metalle selten waren; auch waren Rad und

Wagen, Pflug und Töpferscheibe unbekannt. Spricht dieses Fehlen für eine selbständige Entwicklung, so weisen andererseits viele Ähnlichkeiten auf eine Beeinflussung durch die Kulturen von Süd- und Südostasien hin. Die Einwanderung selbst ging wohl von Asien aus über die Beringstraße.

A. Brunner SJ

Himmelheber, Hans und Ulrike: Die Dan, ein Bauernvolk im westafrikanischen Urwald. (256 S.) Stuttgart 1958, W. Kohlhammer. Ln. DM 45,—.

Die Ergebnisse von drei wissenschaftlichen Expeditionen werden hier einem weiteren Leserkreis mitgeteilt. Das Bauernvolk der Dan wohnt heute im Hinterland von Liberia und der französischen Elfenbeinküste. Der ganze Umkreis ihres Lebens konnte erforscht werden, ihre Art zu wohnen, die Nahrung, das tägliche Leben der Männer wie der Frauen, die Handwerke, der Lebenslauf von der Geburt bis zum Tod, die Familienverhältnisse, Recht und Regierung, die Religion, das Zauberverwesen und die Geheimbünde. In mehrere der letzten wurden die Verf. als Mitglieder aufgenommen. Die Dan kennen wohl einen hohen Gott; aber er bedeutet im täglichen Leben nicht viel und erhält keinen Kult. Dieser geht an die Dämonen und Geister. Es herrscht Vielweiberei, vor allem aus wirtschaftlichen Gründen; Frauen sind die beste Kapitalanlage, da sie für den Mann arbeiten und die Mädchen wieder vorteilhaft verkauft werden können. Die Felder, die man durch Rodung des Urwalds gewinnt, sind bald erschöpft, da Düngung unbekannt ist, und müssen durch neue Rodungen ersetzt werden. Jedem Kapitel sind Berichte und Erzählungen aus dem Munde von Eingeborenen beigelegt. Dazu kommen 32 Bilder und eine Langspielplatte mit Aufnahmen ihrer Gesänge. So ergibt sich ein umfassendes Bild des kleinen Volkes. A. Brunner SJ

Philosophie

Körner, Franz: Das Sein und der Mensch.

Die existenzielle Seinsentdeckung des jungen Augustin. (Symposion 5; XXVI und 257 S.) Freiburg i. Br. 1959, Karl Alber. Br. DM 18,—.

Nach dem Urteil des Verf. hat die bisherige Augustinusforschung das Denken des Kirchenvaters zu sehr aus den äußeren Quellen, vor allem aus dem Neuplatonismus zu erklären versucht. Demgegenüber will er auf die „originäre Wurzel“ (S. 23), auf „die lebendige Seele“ (S. 30), auf „das Tragende und Entscheidende“, das hinter seinem Denken steht, auf „die Grundhaltung seiner Existenz“ (S. 36) zurückgehen und sie als die eigentliche Quelle seiner Philosophie auf-

zeigen. Diese ist nicht Philosophie im Sinne des Aristoteles, sondern zuvörderst Heilswissen, „Auslegungsversuche der eigenen Existenz Erfahrung“ (S. 81). Diese ist schon in den Jugendschriften die eigentliche treibende Kraft, wenn sie sich da auch noch weitgehend mit den sprachlichen Mitteln des Neuplatonismus auszudrücken versucht. Sie ist es auch in den späteren Schriften, vor allem den „Bekanntnissen“; allerdings vermögen diese die innere Erfahrung gereifter und vertiefter darzustellen und haben sich mehr den Sprachgebrauch der Bibel angeeignet. So besteht zwischen den beiden Gruppen von Werken sachlich kein wesentlicher Unterschied, wie man das vielfach angenommen hat. — Die Hauptthese des Buches ist wohl richtig. Einmal ist die spätantike Philosophie, vor allem der Neuplatonismus, hauptsächlich Heilslehre und weniger Erforschung der objektiven Welt, und trägt darum religiösen Charakter. Ferner hätte das Werk Augustins nicht den Einfluß erlangt, den es wirklich ausübte, wäre nicht etwas Eigenes und Ursprüngliches von hoher Bedeutung in ihm enthalten gewesen. Dies Eigene ist ohne Zweifel die denkerische Durchdringung der christlichen Existenz mit ihrem personalen Charakter. Aber der Verf. wird nun seinerseits einseitig, wenn er die Bedeutung der äußeren Einflüsse zu sehr herabmindert und z. B. sagt: „Das, was in dieser krisenhaften, aber doch zukunfts-trächtigen Zeit im Kommen ist, stammt also nicht aus den Schriften eines Cicero oder Aristoteles, auch nicht von den Akademikern oder Platonikern, nicht einmal aus der Heiligen Schrift oder den Predigten des beredeten Ambrosius“ (S. 104). Die Form des Denkens ist doch nicht bloß ein äußeres Gewand, sondern hat auch auf das Denken selbst Einfluß. Zudem kommt die kirchliche Lehre, die Augustin wie jeder Gläubige vor der Taufe übernehmen mußte, bei K. gar nicht zur Geltung. Auch sind von Augustin neuplatonische Motive reichlich in die christliche Philosophie eingeströmt. Schon die Bezeichnung Gottes als der Wahrheit, wenn auch nicht im aristotelischen Sinn, als Unum, als Esse, Ausdrücke, die der christlichen Erfahrung nicht vollkommen angemessen sind, zeugt dafür. Noch kann man sagen, daß im Werk Augustins die Ich-Du-Begegnung zwischen Mensch und Gott, die er sicher erfahren hat, ihren entsprechenden philosophischen Ausdruck gefunden hat. Der Verf. scheint diese Begegnung als eine eigentliche Gotteschau zu verstehen. Aber eine persönliche Begegnung läßt viele Grade zu, die nicht eine eigentliche Schau Gottes erfordern.

A. Brunner SJ

Habbel, Josef: Die Philosophie Heinrich von Recklinghausens (220 S.) Regensburg 1957, Josef Habbel.